

Eduard Schick

Ein Jahrhundertereignis

Rückschau auf das Zweite Vatikanische Konzil nach dreißig Jahren

Das herausragendste und persönlich stärkste Erlebnis meines nunmehr an die 70 Jahre heranreichenden priesterlichen und bischöflichen Dienstes in der Kirche war die Teilnahme am Zweiten Vatikanischen Konzil (1962–1965) von seinem Anfang bis zum Ende. In diesem Jahr jährt sich sein Abschluß zum dreißigsten Mal.

Die lückenlose Dokumentation des Verlaufs der größten allgemeinen Kirchenversammlung in der zweitausendjährigen Geschichte der Kirche – 2450 Bischöfe der Weltkirche nahmen an ihr teil – liegt abgeschlossen vor in 56 Foliobänden. Seine 16 Dekrete sind in der zweibändigen amtlichen Ausgabe der „Libreria Editrice Vaticana“ in der Kirchensprache, lateinisch, veröffentlicht. Eine deutsche Ausgabe ist in den drei Supplementbänden zum „Lexikon für Theologie und Kirche“, ausführlich kommentiert, herausgekommen.

Eine Gesamtübersicht erübrigt sich bei der unüberschaubar gewordenen Fülle der gedruckten Berichterstattung; persönliche Erlebnisse und Eindrücke zu schildern, würde anekdotenhaft wirken. Vielleicht aber empfiehlt es sich, zu einem besseren und tieferen Verständnis des Konzils seinem Hauptanliegen eine besondere Aufmerksamkeit zu widmen, den Kernpunkt der Konzilsbeschlüsse anzupeilen, von dem aus das richtige Licht auf alle seine Dokumente fällt, das heißt des näheren, den Mittelpunkt festzustellen, um den sich alle einzelnen Dekrete näher oder entfernter gruppieren lassen.

Ein solcher Versuch kann nur dann überzeugend gelingen, wenn er an dem ersten, dem frühesten Punkt ansetzt, mit dem die Konzilsgeschichte beginnt, seine Einberufung erkenntlich und sein Sinn verständlich wird, von dem aus dann auch das Ergebnis der allgemeinen Kirchenversammlung beurteilt werden kann und auch die Forderungen, die das Konzil an die Kirche der Zukunft stellt, sich als unausweichlich ausweisen.

Johannes XXIII. – der Papst des Konzils

Ohne einen ersten Blick auf den Papst, der das Zweite Vatikanische Konzil einberufen hat, ohne Erinnerung an seine menschliche und gläubige Persönlichkeit und ohne die Worte, mit denen er selbst sich über jenes mutige Wagnis geäußert

und dessen Zielangabe genannt hat, ohne all diese Voraussetzungen kann kein gerechtes Urteil über das Zweite Vatikanum gefällt werden. Es geht daher zuerst um die Erinnerung an Papst Johannes XXIII.

Mit 77 Jahren, also zwei Jahre später, als heute die Bischöfe, mit 75 Jahren, ihr Amt dem Papst zur Verfügung stellen sollen, wurde der Patriarch von Venedig, Angelo Roncalli, am 4. November 1958 zum Papst gewählt. Nicht nur die Wahl als solche, auch die Person, ihre äußere Erscheinung und wenig bekannte bisherige Tätigkeit erregten ziemliches Aufsehen. Die längste Zeit seines Wirkens im kirchlichen Außendienst hatte er im Nahen Osten, in Sofia, Athen und Istanbul verbracht, als Nuntius auf wenig wichtigen Posten.

Als nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs unter General Charles de Gaulle eine schwierige Lage für die Kirche in Frankreich entstanden war – der Ministerpräsident hatte vom Vatikan die Abberufung von über 30 Bischöfen wegen Kollaboration mit der Vichy-Regierung und der deutschen Besatzungsmacht verlangt –, hatte eines Morgens Papst Pius XII. das Staatssekretariat angewiesen, umgehend den Nuntius Roncalli nach Rom zu beordern. Paris sollte seine neue Stelle werden. Man hat gehört, daß dies in der obersten kirchlichen Verwaltungsbehörde allgemeines Kopfschütteln ausgelöst habe. Was Roncalli dann binnen relativ kurzer Zeit gelang, betrachtete man als ein halbes Wunder; aus mehr als 30 Bischöfen wurden schließlich sieben.

Als Dank des Vatikans erfolgte dann seine Berufung auf den Patriarchenstuhl von Venedig. Über seinen Weg von dort nach Rom läßt sich auch einiges ausmachen. Im Konklave zur Wahl des Nachfolgers von Pius XII. dürfte der französische Episkopat seine Stimmen beharrlich Roncalli gegeben haben. Man kann annehmen, daß hier die angenehme Erinnerung an den Pariser Nuntius Roncalli in Dankbarkeit noch ihre Wirkung tat. Seine menschliche Bescheidenheit, seine Großmut und der gleichmäßige liebenswürdige Umgang mit seinen bischöflichen Brüdern würde ausreichen, um das Verhalten der französischen Bischöfe zu erklären. Aber offenbar ist wohl ein zweiter Umstand hier mit ausschlaggebend gewesen, die Vermutung, daß Staatspräsident de Gaulle aus seiner großen Wertschätzung für Roncalli den Kardinälen als seinen Wunsch hatte übermitteln lassen, Roncalli ihre Stimme zu geben.

Diese Vermutung ist für mich zur Gewißheit geworden, nachdem ich in Bonn von dem Staatssekretär eines der höchsten Bundesämter gehört hatte, daß der französische Botschafter am Vatikan bei seinem deutschen Kollegen in allerhöchstem Auftrag nachgefragt habe, ob dieser eine Möglichkeit sehe, dies auch den vier deutschen Kardinälen zu empfehlen. Ich hatte dies erfahren, weil der deutsche Botschafter diesbezüglich beim Auswärtigen Amt in Bonn angefragt hatte. Als ich am Spätnachmittag des 4. November von Bonn zurückkam, begegnete ich auf dem Weg nach Hause einem guten Bekannten, der vor seiner Wohnung stand und die „Bunte Illustrierte“ mit den Abbildungen sämtlicher Kardi-

nähe in der Hand hatte. Er deutete auf einen Kandidaten, der die beste Figur abgab. Ich zeigte auf das wenig eindrucksvolle Konterfei von Roncalli, worauf ich ein wie aus der Büchse geschossenes „Unmöglich“ hörte. Kurz danach, in den Nachrichten von 18.00 Uhr, meldete der Rundfunk: Der Patriarch von Venedig, Angelo Roncalli, ist der neue Papst.

Sein Bild, das dann in den Medien erschien, löste ebenfalls zunächst Enttäuschung aus; jedoch schon die Fernsehübertragung seiner feierlichen Amtsübernahme und die schlichten, zu Herzen gehenden Worte, die er dabei sprach, weckten erste Sympathie, die sich sehr bald zu allgemeiner Bewunderung steigerte. Nach kurzer Zeit bekam er, was über tausend Jahre nicht mehr der Fall gewesen war, einen Beinamen, nicht den üblichen „der Große“, sondern „der Gute“. Einer seiner Biographen vermutet, dieser Titel könne zurückgehen auf das Wort des bekannten protestantischen Theologen Paul Tillich: „Wenn wir heute für jemanden in der Welt beten sollten, so ist das für Papst Johannes. Er ist ein guter Mensch.“ Ebenso nannte ein evangelischer Landesbischof den Papst in einem Gespräch mit mir stets „Johannes, der Gute“. Sein offenes Wesen, sein bescheidenes Auftreten war immer überstrahlt von einer herzlichen Güte. Hinter der Schlichkeit seiner menschlichen Erscheinung stand ein tief ausgereifter Christ. Er war in allen Stücken „ein Pilger des Absoluten“; obwohl er sich des hohen Rangs und der Schwere seiner Verantwortung als Papst voll bewußt war, besaß er keinerlei Hemmungen, seine innere christliche Freiheit nach außen durchstrahlen zu lassen sowie in Wort und Gestalt sichtbar darzustellen. In seiner radikalen Gläubigkeit und der aus ihr entspringenden Gewissenhaftigkeit nahm ihn jeder kritiklos ernst. Mit der inneren Sicherheit, die ein solcher Glaube schenkt, schreckte er schließlich nicht zurück vor dem gewaltigen Wagnis, alle Bischöfe des Erdkreises nach Rom einzuladen, die in einem allgemeinen Konzil die bedrohliche, ins Desolate abdriftende Situation der Welt vom Evangelium her überdenken und überprüfen sollten, um aus der ewigen Wahrheit Gottes Hilfe und Rettung anbieten zu können.

Bereits sein Vorgänger Pius XII. hatte diesen Gedanken erwogen, ihn aber auf Grund seiner stark angegriffenen Gesundheit und im Hinblick auf die gewaltigen Schwierigkeiten eines solchen Unterfangens nicht realisiert. Drei Monate nach der Papstwahl, am 20. Januar 1959, hat Johannes XXIII. erstmals seine Absicht in einem Gespräch mit dem Substituten Domenico Tardini, der zuständig war für die inneren Angelegenheiten der Kirche, angesprochen. Wie er auf diesen Gedanken gekommen war, hat er selbst schriftlich festgehalten:

„Plötzlich entsprang in Uns eine Eingebung wie eine Blume, die in einem unerwarteten Frühling blüht ... Ein Wort, feierlich und bindend, formte sich auf Unseren Lippen. Unsere Stimme drückte es zum ersten Mal aus – ein Konzil.“

Auch die Wirkung, welche die Mitteilung seiner „Eingebung“ an Kardinal Tardini hervorrief, beschreibt er selbst:

„Um die Wahrheit zu sagen, Wir fürchteten, daß Wir Verwirrung, wenn nicht Entsetzen ausgelöst hatten ... Aber auf dem Gesicht des Kardinals zeigte sich ein deutlicher Ausdruck. Seine Zustimmung geschah unmittelbar und voller Freude, das erste Zeichen des Willens des Herrn.“

Am Sonntag danach, am Fest Pauli Bekehrung, hatte sich der Papst zusammen mit 17 Kardinälen in die Basilika „St. Paul vor den Mauern“ begeben. In deren Beisein kündigte er dann die Absicht, ein allgemeines Konzil nach Rom zu berufen, öffentlich an.

Johannes XXIII. war unter den Spitzenvertretern der römischen Kurie am besten für ein Konzil vorbereitet und geeignet. Die meisten der höchsten Verwaltungsträger im Vatikan bringen als Zusatz zu ihrem theologischen Grundstudium eine Sonderausbildung im Kirchenrecht mit. Das theologische Fach, in dem sich der neue Papst besonders auskannte, war die Kirchengeschichte. Wieweit er an dieser interessiert und für sein hohes Amt spezifiziert war, davon legen die drei Bände der Visitationsakten des hl. Karl Borromäus in seiner Heimatdiözese Bergamo Zeugnis ab, die er herausgegeben hatte; der letzte Band erschien 1958, in dem Jahr, in dem er Papst wurde. Eine Zeitlang hatte er auch Vorlesungen gehalten an der Lateran-Universität in Rom.

So kannte er sich aus in der annähernd zweitausendjährigen Geschichte der Kirche; er wußte Bescheid, wieviel sich in dieser langen Zeit gewandelt hatte, was unverändert geblieben war und was bleiben muß. Er kannte den Urbestand und die Urgestalt der Kirche des Anfangs, in denen das Wesen der Kirche vollkommen für alle Zeiten vorhanden und vorgegeben war.

Den Anstoß zum Konzil gaben die bis in die Wurzeln veränderten äußeren Verhältnisse der letzten hundert Jahre; sie haben die Lebensumstände des Menschen im Vergleich mit früher sozusagen auf den Kopf gestellt und seine geistige Einstellung gründlich verwandelt. Schon vor dem Zweiten Weltkrieg erschien ein Buch von Romano Guardini: „Das Ende der Neuzeit“; heute grassiert das Schlagwort „die Postmoderne“, das inhaltlich zwar wenig aussagt, aber sicher auf den noch nicht abgeschlossenen Wandlungsprozeß unserer Zeit hindeutet. Die Epoche des 20. Jahrhunderts stellt einen der tiefsten und umfassendsten Umbrüche in der Weltgeschichte dar. Im materiellen Bereich sind die Naturwissenschaften bis zu den letzten, fast nur noch mathematisch greifbaren Elementarteilchen in der Physik vorgestoßen, und die Biologie hat mit der Genforschung ähnliches in der Sphäre des Lebendigen geleistet. Die jene Erkenntnisse ausnutzende Technik, mit deren Möglichkeiten sich reine Horrorszenen zeichnen lassen, hat bei den Menschen eine große Unsicherheit, ja Angst hervorgerufen. Die Kulturgebiete in der Antike waren lokalisiert, die technische Zivilisation ist global. Der Mensch steht zudem auch vor einem total neuen Weltbild, in dem er sich seinen Platz erst suchen muß.

Für ein neues Verhältnis von Kirche und Welt

Inmitten dieser wirklich neuen Welt sieht sich die Kirche mit ihrem „ewigen Evangelium“ (Offb 14, 6) vor gewaltigen Problemen; denn ihre eigentliche Aufgabe ist es, auf eine geeignete, zweckmäßige und zielstrebige Weise die ewige Wahrheit Gottes, die ihr als unwandelbarer Schatz anvertraut ist, den jeweils gewandelten Verhältnissen so anzupassen, daß sie damit Gehör findet. Sie muß Wege suchen und finden, in der mit den äußeren Umbrüchen parallel verlaufenden Geistigkeit des modernen Menschen und der bis in die letzten Ecken durchsichtig gewordenen natürlichen Wirklichkeit die übernatürliche, alles Geschaffene tragende und vor allem die menschliche Existenz hoffnungsvoll erhellende Wahrheit der göttlichen Offenbarung verständlich nahezubringen und anziehend anzubieten. Daß es ihr gelingen müsse und werde, darüber kann bei ihrem Selbstbewußtsein aus dem Glauben und ausweislich ihres Ursprungs, sogar selbst im Blick auf ihre irdische Geschichte, kein Zweifel aufkommen.

Allen Unglückspropheten, die das vergessen zu haben scheinen, hat Johannes XXIII. in der Eröffnungsrede zum Konzil das Wort entzogen. Dieser Passus sei hier wörtlich zitiert:

„Wir aber sind völlig anderer Meinung als diese Unglückspropheten, die immer das Unheil voraus-sagen, als ob die Welt vor dem Untergang stünde. In der gegenwärtigen Entwicklung der menschlichen Ereignisse, durch welche die Menschheit in eine neue Ordnung einzutreten scheint, muß man viel eher einen Plan der göttlichen Vorsehung anerkennen. Dieser verfolgt mit dem Ablauf der Zeiten, durch die Werke der Menschen und meist über ihre Erwartungen hinaus sein eigenes Ziel, und alles, auch die entgegengesetzten menschlichen Interessen, lenkt er weise zum Heil.“

Diese Worte bezeugen einen absoluten Optimismus, der auf dem Fundament einer radikalen Gläubigkeit steht.

Dann kam der Papst auf das Verhältnis von Kirche und Welt zu sprechen und erklärte, vernünftiger und besser sei es, statt Verurteilungen die positiven Werte, welche die Kirche in sich trägt, ihr aus barmherziger Liebe anzubieten, die ewige Wahrheit und das ewige Heil dem Verstand und Herzen des modernen Menschen so nahezubringen, daß er sie versteht und als ein Geschenk empfinden kann. Und damit sind Sinn und Zweck des ganzen Konzils genannt.

„Die gesamte christliche Lehre ohne Abstriche sollte demnach in einer Art und Weise verkündet werden, daß sie die Menschen von heute anspricht; daran muß, wenn es not tut, geduldig gearbeitet werden, das heißt, alle Gründe müssen erwogen werden, um die Frage zu klären, wie es einem Lehramt entspricht, dessen Wesen vorwiegend pastoral ist.“

Lehrentscheidungen treffen zu müssen, stehe im Augenblick nicht an, es drehe sich nur um eines: wie die Fülle der christlichen Wahrheit zum Nutzen der Kirche und zum Heil der Welt vermittelt werden könne. Nicht als Richterin, die verurteilt, solle die Kirche vor die Welt hintreten. „Die Braut Christi soll lieber das Heilmittel der Barmherzigkeit anwenden“, die Kirche möge sich der Welt gegen-

über als „liebende, gütige und geduldige Mutter (zeigen), voll Erbarmen und Güte auch gegenüber den Kindern, die von ihr getrennt sind“.

Damit war die Sache, um die es im Konzil gehen sollte, eindeutig angegeben und ebenso die Art und Weise, wie sie zu behandeln sei. Die diesbezüglichen Meinungen des Papstes schließen ein ausschließliches Auftreten der Kirche als Rechtsperson aus; sie erinnern vielmehr an den Weg, den der Herr der Kirche zu den Menschen eingeschlagen hatte: Sein Leben war ein Triumphzug der Liebe. Wie dieser Hinweis nicht nur die Dokumente beeinflusste, die das Konzil erstellt hat, sondern auch im Umgang der mehr als zweitausend Väter miteinander durchschlug, dafür spricht eine ganz persönliche Erfahrung.

Eines Tages wurde mir bewußt, daß die Redner, welche die Meinung eines anderen korrigierten oder zurückwiesen, dies so vornehm und zurückhaltend taten, daß in ihrer Meinungsäußerung auch die Sache nicht scharf genug heraustrat. Mir fiel der Bundestag in Bonn ein; das Gegenteil ist dort nicht selten. Um eine Sache zu erledigen, schießt man öfters auf die Person, die sie vertritt. Ich zweifelte, ob bei der Vornehmheit in der Konzils-Aula die Sache nicht etwas zu kurz käme. Da fiel mein Blick auf das einzige Fenster, das man im Petersdom voll sehen kann, das große Bild der Taube in der Apsis über der Kathedra Petri. Da hatte ich die Antwort.

In einem oben angeführten Zitat des Papstes hieß es, „das Lehramt“ der Kirche sei „vorwiegend pastoral“; Johannes XXIII. hat dem Konzil fast ausschließlich pastorale Aufgaben gestellt. Das Zweite Vatikanum war ein Pastoralkonzil. Das belegen auch seine wichtigsten Dekrete. Vier von ihnen tragen den Titel „Konstitution“; er zeigt an, daß in ihnen der Schwerpunkt der Konzilsaussagen zu suchen ist. Die ausführlichste ist die dem unmittelbaren Auftrag des Konzils entsprechende Pastoralkonstitution „Die Kirche in der Welt von heute“. Auf sie ist die dogmatische Konstitution über die Kirche insofern bezogen, als die Kirche, bevor sie sich über ihre Sendung an die heutige Welt äußerte, sich auf sich selbst besonnen hat, auf ihr inneres Wesen und ihre historische Erscheinung. Nur mit dem gehörigen Selbstbewußtsein aus Ewigkeit und Zeit kann sie auf die Welt von heute zugehen, in sie hineingehen, ohne in ihr aufzugehen, um den Auftrag ihres Herrn an ihr zu erfüllen (vgl. Mt 28, 19). Vom Heiligen Geist ins Dasein gerufen zur Heilsvermittlung an die Welt, ist sie in ihrem innersten Wesen ein göttliches Mysterium, mit dem schon die unsichtbare Wirklichkeit des Reiches Gottes in einer sichtbaren vorläufigen Erscheinungsform innerhalb der Welt gegenwärtig ist. In der Konstitution über die göttliche Offenbarung bedenkt die Kirche unserer Tage das göttliche, das absolute Fundament, auf dem sie steht.

Das Fundament der Kirche ist nicht wie das eines irdischen Gebäudes von unbeweglicher Statik; es ist ein lebendiger Bau im Heiligen Geist, der von ihrer Geburtsstunde an immer bei ihr geblieben ist und immer bleiben wird (vgl. Joh 14, 16). Er hat auch dafür gesorgt, daß sie eine schriftliche Urkunde mit sich trägt,

die Heilige Schrift, in der sie wie in einer Geburtsurkunde nachlesen kann, was sie von Anfang an ist und wozu sie da ist. Die lebendige Leitung durch den Heiligen Geist und das festgeschriebene Testament aus der maßgeblichen Anfangszeit, beide in einem lebendigen Ineinander, dessen Art hier nicht eingehend beschrieben werden kann, bilden die Grundlage und enthalten zugleich die Wegweisung für die Kirche im Ablauf der Zeiten. Dieses Ineinander, das vom Konzil nach einer geschichtsträchtigen Debatte über die „Quellen der Offenbarung“ – die ursprüngliche, abgelehnte Überschrift wurde abgeändert in „Die göttliche Offenbarung“ – herausgearbeitet worden ist, trägt ebenfalls nicht statischen Charakter, sondern verläuft durch den Heiligen Geist nach Art eines dynamischen Lebensprozesses und setzt so die Kirche den verschiedenen Zeitepochen äußerlich angepaßt, aber in Wesen und Auftrag unverändert gegenwärtig (Andeutung in dieser Richtung vgl. Joh 14, 16 f.; 26; 16, 13 f.; 17, 17).

Ob die mit den äußeren Anpassungen entstehende neue geschichtliche Erscheinungsform beziehungsweise die dem Geisteswandel der Zeiten parallel laufende Ausdeutung ihres unwandelbaren inneren Wesens richtig oder falsch sind, dazu braucht es auch geschichtlicher Instanzen zur Unterscheidung der Geister, nämlich Lehramt und Theologie, die aber als solche nicht autonom sind. Die wichtigste, ihnen übergeordnete Kontrollinstanz ist und bleibt das schriftliche Wort Gottes. In ihm erkennt die Kirche als ganze und auch die einzelnen Gläubigen wie in einem Spiegel, ob eine Neuheit in Glauben und Leben die apostolische Urform im Gesicht der Kirche verzerrt oder ausformt. So könnten Schrift und Überlieferung, Wahrung und Wandel in eins gebracht werden. Natürlich wäre dazu im einzelnen noch viel zu überlegen. Meine Gedanken wollen lediglich in etwa das Feld abstecken.

Die vierte Konstitution, die als erste beraten, abgeschlossen und angenommen wurde, betrifft die „Heilige Liturgie“. Auf den ersten Blick scheint der enge Zusammenhang, den wir zwischen den drei anderen herstellen konnten, hier nicht mehr ebenso möglich. Die Gemeinsamkeit der ersten drei ergab sich auf Grund des soteriologischen Aspekts. Die Liturgiekonstitution als solche ist dagegen theologisch; sie richtet sich unmittelbar auf Gott; sie geht davon aus, was das Geschöpf Mensch seinem Schöpfer und Erlöser schuldig ist, und beschreibt die Formen, in denen die Kirche als Gemeinschaft diese Schuldigkeit erfüllt. Genauer betrachtet ist sie jedoch ebenfalls soteriologisch bestimmt, insofern sie die Riten angibt, mit denen die Kirche gemeinschaftlich ihre Anbetung, ihren Lobpreis und ihren Dank Gott entgegenbringt und die Gnaden der Erlösung in Wortverkündigung und Sakramenten entgegennimmt. Damit beschreibt sie den Unterbau, auf dem die anderen drei Konstitutionen stehen.

In der Eröffnungsansprache hatte der Papst bei dem Bild der Kirche als einer liebenden Mutter auch von „Kindern gesprochen, die von ihr getrennt sind“. An dieser an sich traurigen Tatsache konnte ein Konzil, das sich über die Möglichkei-

ten der Kirche Gedanken machen und nach Zugangswegen zu den Menschen suchen sollte, nicht stumm vorübergehen. Mehrere Kirchen, die sich christlich nennen, sind nicht nur ein Schönheitsfehler an der Kirche Christi, sie bedeuten für die Sendung der Kirche an die Welt ein ernstes Hindernis. Bevor das Konzil sich dieses Anliegens annahm, hatte Johannes XXIII. von sich aus Vertreter der getrennten Kirchen als „Brüder“ zur Teilnahme am Konzil eingeladen; sie besaßen den amtlichen Namen „Beobachter“, die zwar nicht in den Konzilsverhandlungen das Wort ergreifen konnten, aber mit den Konzilsvätern einzeln und in Gruppen reden konnten. Als bleibende Einrichtung in der Zentralverwaltung der katholischen Kirche wurde während des Konzils das Sekretariat für die Einheit der christlichen Kirchen geschaffen, das unter der Bezeichnung „Päpstlicher Rat“ bis heute fortbesteht; ein Kardinal steht an der Spitze, als Mitglieder gehören zu ihm 36 Bischöfe, darunter 19 Kardinäle und 30 Berater. Das Konzil hat in dieser Sache ein eigenes Dekret beraten und veröffentlicht: das Dekret über den Ökumenismus. Wie wichtig Johannes XXIII. dieses Anliegen gewesen sein muß, bekundet eine Notiz seines Privatsekretärs Loris Capovilla, der Papst habe nach Empfang der Sterbesakramente immer wieder die Worte Jesu aus dem Abendgebet seines Lebens im Abendmahlssaal geflüstert: „Ut unum sint“; mit diesen Worten auf den Lippen sei er gestorben.

Schon bei der Konzileröffnung am 11. Oktober 1962 sah man dem Papst seine unheilbare Krankheit an, die binnen kurzem zum Tod führen mußte; am 3. Juni 1963 ist er daran gestorben. Es war ihm jedoch noch vergönnt, die erste Session des Konzils am 8. Dezember 1962 abzuschließen. Aus seiner Schlußansprache seien einige bemerkenswerte Worte zitiert:

„Die erste Sitzungsperiode ist gleichsam eine bedeutsame und feierliche Einleitung zu dem großen Werk des Konzils gewesen ... (In der zweiten Sitzungsperiode) wird ohne Zweifel jenes heiß ersehnte ‚neue Pfingsten‘ aufleuchten, das die Kirche mit großer Kraft erfüllen und ihre mütterliche Sorge und ihre heilbringende Kraft in allen Tätigkeitsbereichen besser zur Geltung bringen wird ... Dann wird das Reich Christi auf Erden einen neuen Aufschwung erfahren. Dann endlich wird auf dem Erdkreis heller und vernehmbarer die Botschaft von der Erlösung der Menschen widerhallen in den höchsten Rechten des allmächtigen Gottes, in den Banden der Liebe zwischen den Menschen, und der Friede, der auf dieser Welt den Menschen guten Willens verheißen worden ist, wird neu erstarken.“

Mit der prophetischen Aussicht auf ein „neues Pfingsten“, dem das Konzil Kirche und Welt „ohne Zweifel“ entgegenführen werde, hat sich Johannes XXIII. von dem großen Werk, das er angestoßen hatte, und seinen „ehrwürdigen Brüdern“, den Konzilsvätern, für dieses Leben verabschiedet.

Ein „neues Pfingsten“ als Frucht des Konzils

„Ein neues Pfingsten?“ Dieser Bildausdruck lehnt sich an die Geburtsstunde der Kirche bei der Herabkunft des Heiligen Geistes vergleichsweise an. Ein zweites

Pfingsten gibt es nicht; aber was Johannes XXIII. mit dem Urbild Pfingsten gemeint hat, ist von Hermann Schell, jenes Bild ausdeutend, besonders schön beschrieben worden:

„Solange und soweit, als des Geistes Licht- und Feuerzungen die Großtaten Gottes erzählen und die Liebe zum Schöpfer, Erlöser und Vollender entzünden. Solange und soweit die Barmherzigkeit im Geiste Christi wirken und sich an Not und Widerstand zu neuer Glut und Kraft entzünden: so lange dauert der Pfingsttag ... Der Pfingsttag kennt keinen Abend, denn seine Sonne, die Liebe, kennt keinen Untergang.“

Daß der einmalige, unvergängliche Pfingsttag über und in der Kirche wieder heller und feuriger aufstrahlen sollte, das war die Absicht, die sich Johannes, der Gute, mit der Einberufung des Konzils gedacht hatte; daß seine Absicht tatsächlich einmal Wirklichkeit werden würde, davon war er im Glauben überzeugt. Mit ihm teilen wir diese gläubige Überzeugung. Das Konzil hat die Vorbereitungen geschaffen für ein „neues Pfingsten“ in dem Sinn, wie es Hermann Schell begeistert und begeisternd schildert.

Um das vom Papst gebrauchte Bild in seiner ganzen Tiefe auszuloten, müssen wir uns das Urbild noch etwas näher anschauen. Es waren etwa 120 Christgläubige (Apg 1, 14f.; unter ihnen wird die Mutter Gottes namentlich genannt), die betend nach der Himmelfahrt Jesu, in einem Raum versammelt, auf die Herabkunft des Heiligen Geistes warteten; nicht also nur über die zwölf Apostel kam „die Kraft des Heiligen Geistes“ (Apg 1, 8) herab. Die „Urkirche“ insgesamt empfing den Heiligen Geist. An diesem biblischen Bild hat sich das Konzil orientiert für den Kirchenbegriff in „Lumen gentium“, er trägt sozusagen den Stempel der Urkirche. Aus diesem Grund erscheint in der Kirchenkonstitution der Abschnitt über die Hierarchie erst an dritter Stelle, nach dem Kapitel über „das Volk Gottes“, das später noch durch ein eigenes Dokument über „die Laien“ ergänzt wurde.

Wesen und Gestalt jener Urkirche ist die Gesamtgestalt der Kirche geblieben für alle Zeiten, ebenso wie die Sonderstellung des Petrus, der am Pfingsttag die erste christliche Predigt hielt (Apg 2), in ihr erhalten geblieben ist. In den „Dreitausend“, die sich auf diese Predigt hin bekehrten – sie stammten aus allen Gegenden der Welt, wie die einzelnen Völkernamen eigens andeuten (Apg 2, 9–11) –, erscheint erstmals die Urkirche nun als Weltkirche, deren Ursprung, Wesen und Sendung in dem Pfingstbericht dadurch indirekt mitangesprochen ist. Mit diesem biblischen Bericht ist die Kirche als Weltkirche erstmals vorgestellt.

Wenn Johannes XXIII. als Frucht des Konzils ein „neues Pfingstfest“ erhofft, so setzt er damit eine aus der urtümlichen Lebenskraft des Heiligen Geistes erneuerte Kirche voraus, in welcher der Heilige Geist die Vitalität ihres Ursprungs und deren Wirkung auf die Welt zu neuem Leben erweckt, eine Kirche vielleicht auch, die, der Ohnmacht ihres Ursprungs eingedenk, betend in einer zeitgemäßen Form zur Schlichtheit und dem Gemeinschaftsgefühl ihres Anfangs zurückkehrt

oder auch von der Welt dazu gezwungen wird; eine Kirche, die nicht mehr auf einen stark ausgebauten Verwaltungsapparat selbstmächtig ihr Vertrauen setzt, sondern ihre irdische Mächtigkeit auf ein unverzichtbares Maß zurückschraubt und sich auf die Mächtigkeit der gläubigen Liebe verläßt, die ihr die dritte Person der allerheiligsten Dreifaltigkeit als Seele eingehaucht hat. Ist das ein utopisches Bild?

Vielleicht war dieses sogar das Bild, das Johannes XXIII. als das „neue Pfingsten“ vorausgesehen hat. Der übernatürliche Organismus Kirche, ihr Mysterium, muß innerhalb der Weltgeschichte als eine gesellschaftliche Gruppe in Erscheinung treten, wie es viele andere gibt, die nach Wesen und Zweck voneinander verschieden sind. Sie alle benötigen für ihre sichtbare Wirklichkeit in der irdischen Geschichte gesetzliche Ordnungen, die wie eine Schale den lebendigen Kern als Schutzhülle umgeben und ihn in der vergehenden Geschichte am Leben erhalten. Petrefakte, unwandelbare Strukturen, existieren praktisch nur in der toten Natur. Die Schutzhüllen in der lebendigen Natur sind vielgestaltig und haben sich in dem Evolutionsprozeß auch jeweils zweckentsprechend verändert. Auch für die nicht wesentlichen äußeren Strukturen der Kirche besteht die Möglichkeit geschichtlicher Veränderungen, damit sie in den sich verändernden Kulturen und Zeiten zum Ziel kommt. Außer dem Festbestand der ewigen Wahrheit ist ihr auch der Weg insoweit vorgezeichnet, als in ihr „die Wahrheit durch die Liebe siegt“ (Augustinus).

Die Umsetzung des Konzils als bleibende Aufgabe

Der Rückblick auf das Konzil und seine idealen Texte kann nicht abgeschlossen werden ohne einen Blick auf ihre realen Verwirklichungen in den dreißig Jahren danach. Die Kirche war mit dem Konzil ostentativ auf die Welt zugegangen. Und während des Konzils zeigte es sich bis in die Medienöffentlichkeit hinein, daß man dies in der Welt verstanden hatte; Presse, Rundfunk und Fernsehen verfolgten die Vorgänge in Rom überaus aufmerksam und urteilten durchweg positiv, teilweise sogar begeistert. Die Stimmung ist heute umgeschlagen. In der Hauptsache liegt dies daran, daß die Selbstdarstellung der Kirche in den Konzilsakten nicht hinreichend in die Tat übersetzt wird und daß ihre weltliche Erscheinung als Vatikanstaat und als eine weltübergreifende Verwaltungsinstanz ihr eigentliches Wesen verdunkelt.

Die Kirche benötigt als sichtbare historische Gemeinschaft, die von einem Zentrum aus regiert wird, das ein Staat unter anderen ist, eine gesetzliche Ordnung und eine bürokratische Verwaltung. Aber in der Handhabung dieser Ordnungsorgane besteht ein großer Unterschied. In dem oben zitierten Passus aus der Eröffnungsrede des Konzils hat Johannes XXIII. ihn betont hervorgehoben, wenn

er erklärt, die Kirche wolle auf Verurteilungen (das Maß der Gerechtigkeit) auf dem Konzil verzichten und sich wie eine gütige Mutter der Welt (das Maß der Liebe) anbieten. An sich ist dieser Hinweis nichts Neues, denn er spricht im Grunde die Besonderheit aus, die jede Rechtsausübung in der Kirche als Stempel tragen muß; selbst in der Verhängung einer Strafe muß der Geist der Liebe der wahre Antrieb sein und erkennbar werden: „Das ist mein Gebot: Liebt einander, so wie ich euch geliebt habe“ (Joh 15, 12). Dies ist nicht das einzige Wort Jesu, das die Liebe als die Grundhaltung und Grundhandlung seiner Jüngerschaft fordert; an der Liebe kann und soll man sie erkennen (vgl. Joh 13, 35). Ich habe bereits erwähnt, wie auffällig dieser Geist in der Konzilsaula zutage trat. Eine vielleicht nur erfundene Legende sei gekürzt hierher gestellt.

Ein Besucher habe Johannes XXIII. gefragt, was er sich von dem Konzil verspreche. Daraufhin sei der Papst zu einem Fenster seines Arbeitszimmers gegangen, habe es aufgemacht und gesagt: „Frische Luft!“ Die kalte Luft von draußen strömt herein, erwärmt sich drinnen und warm strömt sie hinaus. Es gibt kaum ein treffenderes Bild für die „Kirche in der Welt von heute“.

Dreißig Jahre sind inzwischen seit dem Ende des Konzils vergangen. Als ein ins Werk gesetztes Konzil erscheint die Kirche bisher noch nicht. Wir stehen noch immer in der Phase des Umbruchs. Der Umbau, der dem Konzil vorschwebte, erfordert unter Umständen auch Abbrucharbeit für den Neubau. Die Konzilsväter haben in vier Jahren die Baupläne für diesen Umbau gezeichnet. Die nachkonziliare Kirche macht noch immer den Eindruck einer großen Baustelle. Auf einer Baustelle geht es für gewöhnlich auch etwas laut zu.

Die Umbaupläne, die das Konzil vorgelegt hat, sind weithin noch im Stadium der Diskussion. Ihre Umsetzung in die Wirklichkeit, so scheint es, wird nicht beherzt genug aufgegriffen. Die augenblickliche Epoche der Kirchengeschichte erweckt den Eindruck eines zögerlichen Ritardando nach dem frischen Allegro des Konzils. Man mag dies bedauern, aber praktisch gesehen kann man die Gegenwart vielleicht am ehesten mit dem Traubensaft vergleichen, der, in die Fässer abgefüllt, am Gären ist; um guter Wein zu werden, braucht er seine Zeit, und der Winzer benötigt dazu die nötige Geduld. Das Petrusamt und die Kollegialität des Bischofskollegiums ins rechte Gleichgewicht zu bringen, scheint noch nicht gelungen. Ebenso hat die Einbindung der Laien in die Zusammenarbeit mit dem Klerus noch nicht recht Tritt gefaßt. Mitreden und Mitbestimmen bedeutet nämlich zugleich auch Mitverantwortung. Sie kann erst dann entstehen, wenn das innere Wesen der Kirche allen klar ins Bewußtsein getreten ist. Nur von innen kann die äußere Erscheinung ihre Form finden. Lediglich organisatorisch voranzugehen, muß bei einem lebendigen Organismus, wie die Kirche einer ist, zu Schaden führen. Die Kirche ist außerdem ebenso wie ein weltlicher Staat eine organisierte Gruppe in der menschlichen Gesellschaft. Völker, die sich eine Verfassung geben, sind nicht schlechthin in dieser Beziehung mit der Kirche vergleichbar und ihre

gesellschaftlichen Formen nicht ohne weiteres auf die Kirche übertragbar. Das gilt für alle Verfassungsformen, die es in der Welt gibt. Demokratie wie Monarchie sind dem Wesen der Kirche fremd.

Innerkirchlich hörte man früher zuweilen die Unterscheidung: lehrende Kirche – hörende Kirche. Sie basiert auf einem äußeren Eindruck, sachlich ist sie so nicht korrekt. Die Kirche ist die Gemeinschaft der „aus dem Wasser und dem Geist Wiedergeborenen“ (Joh 3, 5); sie hat sich also nicht selber geschaffen und regiert sich auch nicht selbst; sie könnte auch nicht am Leben gehalten werden durch eine Ordnung aus dem Diesseits; die äußere Ordnung, die sie besitzt, ist also notwendig bedingt durch das Faktum ihrer innerweltlichen Erscheinungsform. Der hl. Paulus beschreibt mit Vorliebe die Kirche mit einem Bild aus der Welt des Organischen, mit dem menschlichen Leib, in dem allein das Haupt die Herrschaft innehat; die Glieder sind zwar verschieden und nicht alle gleich lebenswichtig, alle aber haben eine Dienstfunktion für das Ganze, keines ist eigenmächtig; in ihrer Funktion sind sie auch nicht gleich wichtig für Leben und Gesundheit des Ganzen; daher kann man auch von einer Über- und Unterordnung reden in ihrem Dienst am Ganzen.

Das Bild ließe sich noch weiter differenzieren und in die Sachhälfte übertragen. Als wichtigster Punkt bleibt, daß alle in ein Dienstverhältnis eingebunden sind, über das das Haupt bestimmt. Und das Haupt ist nicht von dieser Welt; es ist der erhöhte Herr, Jesus Christus selbst (Eph 1, 22; 4, 15; 5, 23; Kol 1, 18 u. a.). Je wichtiger ein Glied für Leben und Gesundheit der organischen Einheit ist, um so höher – in die Sache übertragen – ist seine Verantwortung. All dies hat das Konzil herausgestellt. Von Herrschaft dürfte man in der Verwaltung der Kirche eigentlich gar nichts spüren; Über- und Unterordnung sollten brüderlich funktionieren, dann wäre ein Streit sachlich und persönlich ausgeschlossen; und wenn er trotzdem aus menschlicher Unvollkommenheit entsteht, muß er in der schuldigen Liebe ausgetragen werden. Von Regierenden und von Regierten im weltlichen Sinn kann in der Kirche keine Rede sein.

Nicht als ein Neuheitserlebnis hat das Konzil diese Sicht eingebracht, es hat lediglich im Namen Jesu etwas sehr Wesentliches im Umgang miteinander in der Kirche unterstrichen. Leider ist davon in der nachkonziliaren Ära noch zu wenig zu bemerken. Die pfingstliche Urgemeinde mußte wieder stärker durchschlagen, beziehungsweise es sollte die paulinische Maxime den Verwaltungsstil stärker bestimmen: „Nicht daß wir Herren wären über euren Glauben, vielmehr nur Helfer zu eurer Freude“ (2 Kor 1, 24). Auch im ersten Petrusbrief steht ein ähnliches Wort: „Seid nicht Beherrscher eurer Gemeinden, sondern Vorbilder für die Herde“ (1 Petr 5, 3).

Die Kirche, übernatürlich-organisch in ihrem Wesen und für ihre vorläufige Existenz auf Erden notwendigerweise organisatorisch geordnet, besitzt durch ihre Lebendigkeit im Heiligen Geist als solche auch ein eigenes und wirkliches

Lebensgefühl, ein Gesamtbewußtsein der organischen Einheit, den Glaubenssinn (sensus fidelium). Welches Gewicht er hat, offenbart ein Beispiel aus jüngster Zeit. Bevor Pius XII. die leibliche Aufnahme der Mutter Gottes in den Himmel feierlich als Dogma erklärte, hat er die ganze Kirche abgefragt. Jeder Diözesanbischof mußte schriftlich erklären, was seine Teilkirche dazu meinte. Auch die Theologische Fakultät Fulda wurde von Rom angefragt: „Halten Sie den Glauben an die leibliche Aufnahme Marias in den Himmel für definibel? Halten Sie eine feierliche Dogmatisierung für opportun?“

Leider hat in der postkonziliaren Epoche die Meinung an Bedeutung gewonnen, als ob der wissenschaftlichen Theologie in Glaubenssachen keinerlei Kompetenz zustünde. Jedenfalls häufen sich in unseren Tagen die Diskussionen zwischen Lehramt und Theologie überdurchschnittlich. Es schadet dem Glauben der Kirche über die Maßen, wenn diese, wie es leider geschieht, in ungewohnten schrillen Tönen in der Öffentlichkeit ausgetragen werden. Die Stimmungslage zwischen Theologie und oberstem kirchlichem Lehramt ist bedauerlicherweise überbelastet. Als eine der Grundursachen spielt dies sicherlich eine Rolle, wenn die Realisierung der Konzilsbeschlüsse nicht recht vorwärtskommt. Von dem „Frieden“ und der „Freude“, welche die Engelschöre in der Heiligen Nacht verkündet haben, ist gegenwärtig in der Kirche zu wenig spürbar. Dem Konzil kann die Schuld daran jedenfalls nicht angelastet werden. Es war ein Werk des Heiligen Geistes, seine Früchte werden deshalb ganz sicher einmal reifen. Dann erst wird die Kirche wieder strahlend zum „Lumen Gentium“, mit dem in der immer dunkler werdenden Welt die Sonne wieder aufgeht aus der in Vergessenheit geratenen ewigen Wahrheit. Die Orientierung und die Auswege aus ihrer unglücklichen Verworrenheit, die das Konzil der Welt zeigen wollte, werden ihr durch den Geist, der auf eine ganz ungewöhnliche und unverhoffte Weise die Kirche zu dem Konzil angeregt und es bei seinen Beratungen geleitet hat, als Rettung aufleuchten. Das „neue Pfingsten“, das Johannes XIII. für die Kirche und ihre Sendung in der Zukunft kommen sah, „wird dann das Angesicht der Erde erneuern“ (Ps 104, 30).